

**Zeitschrift:** Berner Taschenbuch  
**Herausgeber:** Freunde vaterländischer Geschichte  
**Band:** 16 (1867)

**Nachruf:** Niklaus Manuel : ein Lebensbild aus der Geschichte der bernischen Reformation  
**Autor:** Greyerz, Otto von

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Niklaus Manuel.

Ein Lebensbild aus der Geschichte der bernischen  
Reformation.

Von **Otto von Greyerz**,  
Pfarrer an der heil. Geistkirche in Bern \*).



„Die Geschichte einer Persönlichkeit ist die Geschichte einer Welt, die über das Zeitliche in die Ewigkeit hinausreicht. Sie ist um so reicher und tiefer, je mehr der persönliche Geist in Gott wurzelt und aus ihm Leben und Nahrung gewinnt.“ Dieser Ausspruch Jules Bonnet's findet seine volle Anwendung auf den Mann, dessen Leben wir betrachten wollen. Niklaus Manuel ist eine jener aus dem Gottesgeist schöpfenden, das Menschen-

---

\*) Als Quellen zu dieser Arbeit (welche in etwas veränderter Form am 3. März 1865 im Casino zu Bern vor einem gemischten Publikum öffentlich vorgetragen wurde) wurden benutzt: N. Manuels nachgelassene Werke; Anshelm, Bern. Chronik, hrsg. 1833, Bd. VI; Scheurer, bern. Mausoleum. Bern 1741, Bd. IV, V; Ruhn, die Reformatoren Berns, 1828; Kugler, Handb. der Kunstgeschichte, 1848; Grüneisen, Nikl. Manuel, 1837; Mettig, über ein Wandgemälde von N. Manuel und seine Krankheit der Messe (Programm der bern. Kantonschule 1862); Möriköfer, Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz, 1864. Siehe übrigens Berner Taschenbuch, 1853, S. 258 f.

leben hebenden und heiligenden Persönlichkeiten, die uns nirgends kräftiger, großartiger entgentreten, als im 16. Jahrhundert. Die großen Männer der Reformation sind die ächten Helden des Glaubens. Von ihnen lernen wir am meisten. Muß es uns nun schon anmuthen, daß wir auch in der Geschichte der bernischen Reformation solche edle bahnbrechende Glaubenshelden finden, so erregt Niklaus Manuel insbesondere unser höchstes Interesse, weil er zu den seltenen Geistern gehört, die nicht nur in Einzelnem, sondern in Mehrerem gleich tüchtig erscheinen. Das Zeitalter der Reformation war nicht arm an solchen vielseitigen Männern. Papst Aeneas Silvius Piccolomini war einer der klügsten Staatsmänner und zugleich einer der geschmackvollsten Schriftsteller seiner Zeit. Albrecht Dürer und Leonardo da Vinci waren nicht nur ausgezeichnete Künstler, sondern sie lehrten auch die Befestigungskunst und ergaben sich gründlichen Forschungen in der Meß- und Naturkunde. Luther und Zwingli waren beide groß in der Musik, Luther dazu ein trefflicher Dichter. Petrarca, der Dichter, und Rubens, der Maler, wurden zu wichtigen Sendungen ihrer Höfe oft und gern gebraucht. Diese Vielseitigkeit nun findet sich auch bei Niklaus Manuel. Er war Dichter, Maler und Staatsmann in Einer Person.

Ein solcher Geistesreichthum erklärt sich einerseits aus natürlichen Verhältnissen, anderseits erscheint er uns als eine Tugend. Die Wissenschaft hatte damals noch keinen so reichhaltigen Stoff zu verarbeiten, die Kunst war noch nicht in so viele formelle und technische Unterschiede verzweigt. Die Bestandtheile waren einfacher, die Ansprüche naturgemäßer, der Blick noch nicht so sehr

vom Ganzen auf das Einzelne weggeleitet, der strebende Geist konnte bei der geringern Schwierigkeit des Nächsten auch Anderes, selbst Verschiedenartiges gleichzeitig ausüben. Dann aber war es auch ein Verdienst, eine Tugend jener Männer, daß sie mit ihrer Wissenschaft und Kunst der lebendigen Wirklichkeit angehörten, das Vaterland, das Evangelium und die Kirche nicht bloß zum Gegenstand ihrer Betrachtung machten, sondern auch in dankbarer Liebe und treuem Dienste ihnen ihr Leben weihten.

Dies gilt auch von Manuel. Er war ein reformatorisches Genie. Aber nirgends thut seine Vielseitigkeit der Gründlichkeit Eintrag. Allenthalben ist er ein Meister, sowohl in der dichterischen Muse als in der künstlerischen Thätigkeit und in seinem öffentlichen Dienste. Nirgends leistet er nur Halbes, nirgends ist er nur Theoretiker. In möglichster Vervielfältigung seiner persönlichen Tüchtigkeit und in treuer Benützung seiner Talente ist er stets und überall bemüht, sich zum Frommen des gemeinen Wesens aus sich selbst herauszubilden, das, was Gott ihm gab, zum Nutzen des Vaterlandes und der Kirche mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit zu verwerthen. Insonderheit ist es die Umbildung der kirchlichen Zustände, die er anstrebt. In dieser Beziehung war er mächtig ergriffen vom gewaltigen Aufschwung seiner Zeit. Er war ein Sohn seiner Zeit, aber er war dies im edelsten Sinne des Wortes.

Als Manuel auftrat, hatte die altschweizerische Sitte und Frömmigkeit schon empfindliche Stöße erhalten: die reiche Beute von Grandson hatte die Begierde, die Siegesfreude von Murten Kampflust und



Uebermuth geweckt. Das Reisläufen riß auch im Bernerlande ein, und vergeblich suchten obrigkeitliche Mandate den schlimmen sittlichen Folgen des fremden Kriegsdienstes vorzubeugen. Bisher ungekannte Freiheitsgelüste tauchten in den Kantonen auf. Die von den Städten erworbenen Unterthanen wollten dieselben Rechte und Freiheiten wie ihre Machthaber. Im Geheimen gährte innere Zwietracht und drohte der Bürgerkrieg.

In diese verworrenen politischen Verhältnisse traten die kirchlichen Reformationsbestrebungen ein. Die Nothwendigkeit einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern war zwar längst von großen Kirchenversammlungen und sogar von Päpsten eingestanden worden. Aber diejenigen, welche zu diesem großen Werke berufen zu sein schienen, konnten oder wollten nicht Ernst damit machen. In Bern hatten die Vorschriften der alten Kirche so unbedingte Geltung, daß man im 15. Jahrhundert die verschauchten Hussiten, die sich auch in Bern versteckt hielten, unerbittlich vertilgte. Fromme, aus Straßburg ins Kloster Königsfelden entflohene Mystiker vermochten sich nicht in weitem Kreise geltend zu machen. Der Klerus war in Luxus und Sinnlichkeit versunken. Die deutschen Ritter zu Bern waren durch Wohlleben, Jagd, wilde Gelage und ärgerliche Spiele dem Volke ein Spott, der Obrigkeit ein Greuel. Mönche und Nonnen im Augustinerkloster zu Interlaken gaben so großes Aergerniß, daß das Nonnenkloster im Jahr 1484 aufgehoben werden mußte. Fast alle Frauenklöster auf dem Lande boten ein Bild tiefer Entsittlichung. Ein Priester in Bern bekannte sterbend, er habe die kostbare Monstranz gestohlen, deren Raub den Bernern als die größte Strafe des Himmels erschienen war.

Zu diesen schlechten Sitten kam die Unwissenheit des Klerus. Verstand doch Niemand von den Deutschherren in Bern die lateinische Sprache, und Keiner konnte predigen. Sagt doch Bullinger, daß unter den Defanen kaum drei die Bibel genauer gekannt, und von den andern keiner das N. T. durchgelesen habe. Ja noch 1527, als der Bischof von Lausanne zum Religionsgespräch nach Bern eingeladen oder doch seine Theologen zu senden gebeten wurde, entschuldigte er sich, er habe Niemand, der für diese Aufgabe die nöthige Schriftkenntniß besitze.

Die innere Fäulniß der Kirche trat in Bern in besonderer Nachlosigkeit durch die sog. Jezergeschichte, die Geschichte mit dem Schädel der heil. Anna und Samsons Abblaßkram zu Tage.

Die Jezergeschichte war ein abscheuliches Trugspiel, welches die auf die Volksgunst der Franziskaner eifersüchtigen Dominikaner in Bern aufführten. Jezer war ein Schneidergeselle, den sie dazu mißbrauchten. Mit schamloser Dreistigkeit erschienen ihm nächtlicher Weile die Mönche in der Gestalt der heil. Maria und der heil. Barbara, übergaben ihm einen Brief vom Himmel, in welchem die Lehre der Franziskaner von der unbefleckten Empfängniß Mariä verworfen war, drückten ihm auf martervolle Weise die Wundmale Christi auf und ließen das Marienbild in ihrer Klosterkirche blutige Thränen weinen. Als ihnen der vielgepeinigte Jezer unbequem zu werden begann, suchten sie ihn zu vergiften, zwangen ihn durch neue Martern, Verschwiegenheit zu geloben, und reisten sogar nach Rom, um vom Papste die Anerkennung ihrer Wunder zu erlangen. Doch dieser ließ die Sache streng untersuchen, der Betrug wurde aufgedeckt und die 4 Dominikanermönche, unter ihnen der

Prior, wurden im Mai 1509 auf Befehl des Rathes im Schwellenmätteli als Ketzer verbrannt. Die Kunde davon durchlief Europa, der ganze Hergang wurde beschrieben, und die in mehrere Sprachen übersezte Erzählung war ganz geeignet, das Nachdenken über kirchliche Dinge bei Vielen zu wecken.

Dazu eignete sich auch der Vorgang mit dem Schädel der heil. Anna, der 4 Jahre nach Berchtold Hallers Ankunft (1517) eintrat und viel Aufsehen machte. Eine Anzahl frommer Personen in Bern hatte nämlich beschlossen, der heil. Anna einen Altar zu bauen. Zur Ausschmückung desselben sollte eine Reliquie der Heiligen beigebracht werden. Ritter Albrecht von Stein reiste deßhalb nach Lyon und kaufte dort in einem Kloster mit vielem Geld ein Stück ihres Schädels. In feierlicher Prozession wurde das Heiligthum in Bern empfangen und daselbst auf den Altar getragen, der nun, kostbar geschmückt, großen Zulauf erhielt. Aber bald darauf langte ein Brief des Abtes jenes Klosters an, des Inhalts, der Mönch, welcher das Geld genommen, habe nur einen gewöhnlichen Knochen aus dem Wein-  
hause entwendet, die Reliquie sei falsch. Die Beschämung der Betrogenen und den Spott ihrer Beurtheiler kann man sich denken.

Dessenungeachtet gelang es ein Jahr später dem Ablasskrämer Bernhardin Samson, sein Handwerk in Bern sehr erfolgreich zu betreiben. Als er 1518 über den Brünig kam, wollten ihn die Berner zwar nicht einlassen, da man schon Ablass genug habe. Aber seine Gönner waren stärker als seine Gegner und wußten ihm bald Zutritt zu verschaffen. Mit großem Gepränge bot Samson im Münster Ablass zu verschiedenen Preisen für

begangene und künftige Sünden feil. Da er viel Geld bekam, blieb er bis 1519. Am letzten Tage verkündete er der im Münster versammelten Gemeinde neue und unerhörte Gnaden: Alle Seelen der Anwesenden, die jetzt zum Gebet niederknien würden, sollen so rein sein wie gleich nach der Taufe. Wer an jenem Tage noch dreimal um die Kirche gehe, könne die Seele eines Andern aus dem Fegfeuer retten. Nachdem das Volk knieend fünf Unservater und Ave Maria gebetet, schrie er: diesen Augenblick seien die Seelen aller verstorbenen Berner aus dem Fegfeuer in den Himmel versetzt. Als er dabei die päpstliche Gewalt lobpries, kragt deren er solche Gnaden spende, verließ der Berner Wyler unwillig die Kirche mit den Worten: „Haben die Päpste solche Gewalt, so sind sie ja arge, unbarmherzige Bösewichter, da sie die armen Seelen so lange leiden lassen.“ Dies war ein Kraftwort, aber eine verhallende Stimme in der Wüste. Als aber Samson 1519 auf Zwingli's Antrag von der Tagsatzung in Zürich, selbst unter Beihülfe des Bischofs von Konstanz, aus der Schweiz ausgewiesen wurde, und die Berner in Folge dessen von Vielen wegen ihrer freigebigen Gläubigkeit sich verspottet sahen, da war dies ein Vorzeichen des Umschwungs der Zeiten, der nach wenigen Jahren schon gestattete, die gefürchtete päpstliche Macht dem öffentlichen Witzspiel in Bern preiszugeben.

Dies waren die Ereignisse, welche mit dem Eintritte Manuels ins männliche Alter zusammenfielen, und vorzugsweise die Veranlassungen und theilweise auch den Inhalt seiner Dichtungen, Kunstwerke und seines öffentlichen Wirkens bildeten.

---

Manuels Herkunft, Kindheit und Jugendbildung ist in ein Dunkel gehüllt, das man schwerlich



je ganz aufhellen wird, da die nähern Angaben darüber fehlen. Er stammte wahrscheinlich von einer Familie Manuel ab, die im 14. Jahrhundert in Frankreich ansässig war, im Jahr 1347 aber durch die Engländer aus ihrem Erbschloß Cholard vertrieben wurde und sich nach Italien flüchtete. Aeltere Schriftsteller heben geflissentlich hervor, daß der Ahnherr dieses Hauses, Karl Manuel, mit einer Tochter des berühmten französischen Gesandten Felix Nogaret vermählt gewesen sei. Das war derselbe Nogaret, der, als Bonifaz VIII. im Jahre 1303 ihn um seiner albigensischen Abkunft willen Keger schalt und noch dazu seinen König Philipp den Schönen schmähte, dem Papste mit dem eisernen Handschuh eine Ohrfeige gab und ihn sofort im Namen des Königs gefangen nahm. In diesem körperlichen Handstreich des Ahnherrn findet ein Chronist (Scheurer) den geistigen Sieg des Nachkommen vorbedeutet. „Denn,“ sagt er, „das Geblüt des edlen Nogaret rührte sich noch in seinem Nachkommen Niklaus Manuel, der nicht faul gewesen ist, dem Papst auch einen gewaltigen Streich mit Mund, Hand und Feder zu versetzen.“

Darf diese Genealogie in Ermangelung urkundlicher Zeugnisse bezweifelt werden, so ist doch wenigstens gewiß, daß das Geschlecht Manuel im 15. Jahrhundert aus Italien auswanderte und sich in Bern niederließ. Niklaus Manuel, der Urgroßvater unsers Reformators, kam 1443 als Kaufmann nach Bern und erhielt hier das Bürgerrecht. Sein Sohn Jakob fiel in Ungarn gegen die Türken. Dessen Sohn Johannes lebte als Tuchhändler in Bern und heirathete Margaretha Frickart, die Tochter des bernischen Stadtschreibers. Dies war der Vater unseres Niklaus Manuel. Es ist aus verschiedenen,

hier nicht näher auseinanderzusetzenden Gründen unerweislich, daß Manuel der natürliche Sohn der Margaretha Frickart war. Wir halten also seine eheliche Herkunft fest.

Niklaus Manuel wurde zu Bern im Jahr 1484, dem Geburtsjahr Zwingli's, geboren. Sein aus den drei Buchstaben N. M. D. zusammengesetztes, auf seinen Bildern noch sichtbares Künstlermonogramm belehrt uns, daß er sich selbst Niklaus Manuel Deutsch nannte. Woher dieser Zuname stammt, ist ebenfalls zweifelhaft. Das Wahrscheinlichste ist, daß Deutsch so viel bedeutet als Aleman. Aleman nannte sich aber die Familie Manuel in Italien. Und so wollte Manuel mit dieser Beifügung wohl andeuten, daß er von der in Italien Aleman oder Deutsch genannten Familie abstamme. Er machte damit nur von einer Freiheit Gebrauch, welcher man sich in jener Zeit allgemein bediente, und die darin bestand, daß namentlich Gelehrte und Künstler ihre Namen gern veränderten oder übersetzten.

Weder über den Charakter seines Vaters Johannes noch über denjenigen seiner Mutter Margaretha Frickart ist uns etwas Näheres bekannt. Auch über seine Kindheit wissen wir nichts. Sein Vater starb, als der Knabe erst 7 Jahre alt war. Vielleicht wuchs Manuel eben deshalb im Hause seines Großvaters auf.

Dieser, der bernische Stadtschreiber Dr. Thüring Frickart, war ein weiser und wohlverdienter Mann und tüchtiger Beamter, den die Stadt zu mancherlei Sendungen an Kaiser und Papst passend ersand. Altershalber seines Amtes im 80. Lebensjahr entlassen, wurde er 2 Jahre später wieder in den Rath gewählt. Er heirathete erst in hohem Alter seine Magd und starb über 90 Jahre alt 1519 in seiner Vaterstadt Brugg.



Von diesem Manne mag Manuel Manches gelernt haben, wohl auch auf negativem Wege die Opposition gegen den herrschenden Aberglauben. Denn Friccart war es, der den lateinischen Brief schrieb, demgemäß die schädlichen Engerlinge durch den Bannfluch des Bischofs von Lausanne aus dem Lande gejagt werden sollten. Auch soll er einen sehr theuern Ablassbrief gekauft haben und im Jegerhandel leichtlich hintergangen worden sein.

Den wissenschaftlichen Schulunterricht genoss Manuel wohl ohne Zweifel bei dem trefflichen Lehrer Heinrich Wölflin in Bern. Dieser Mann war ganz geeignet, den Geist des talentvollen Knaben zu entwickeln. Bei ihm lernte Manuel gewiß nicht blos lateinisch, sondern legte überhaupt den Grund zu seiner vielseitigen Bildung, und es ist leicht möglich, daß Wölflin ihn zu seinen ersten dichterischen Versuchen begeisterte.

Der Beruf, für den sich Manuel entschied, war die Malerkunst. Der Sitte der Zeit gemäß wurde er wohl bald einem Meister dieser Kunst übergeben, zuerst vielleicht dem bernischen Maler Hans Löwensprung. Es ist vermuthet worden, daß Manuel später in Basel, wo Holbein, und in Colmar, wo Martin Schön, die berühmten deutschen Künstler, arbeiteten, sich aufgehalten habe. Gewiß ist nur dieß, daß er um's Jahr 1511 nach Venedig kam. Hier bildete er sich zu seinem Vortheil in der Schule Titians unter dem berühmten italienischen Maler Vecellio aus. Manuel hinterließ in Venedig ein von den Italienern gelobtes Denkmal seiner Kunst, ein Gemälde über der Brücke der heil. Maria, welches eine Madonna zwischen zwei Engeln darstellt. Wir besitzen in Bern nur sehr wenige Gemälde von Manuel's Hand. Doch finden sich auf dem hiesigen Kunstmuseum zwei

schöne Oelbilder, welche er wahrscheinlich noch vor seinem Aufenthalte in Venedig gemalt hat. Es sind die auf Goldgrund gemalten Flügelbilder eines Altar-gemäldes. Das eine stellt den Evangelisten Lukas vor, wie er die Madonna malt; das andere die Geburt der Maria. Die Bilder, obwohl theilweise verzeichnet, erfreuen durch die Kraft und Einfachheit der Darstellung. Sie sind sehr gut erhalten und waren ehemals im Besitze des Hrn. Theodor v. Hallwyl, der sie zu Gunsten des Erlach = Denkmals verkaufte. Ob die s. g. Bauernhochzeit, ein satyrisches Gemälde, das sich ebenfalls im Kunstmuseum dahier befindet, auch von M. Manuel gemalt sei, dürfte der etwas plumpen Darstellung wegen, deren Sinn nicht leicht zu entziffern ist, wohl zu bezweifeln sein.

Die ältesten und schönsten Bilder Manuels besitzt die Bibliothek in Basel. Die ältesten sind Pyrenus und Thisee, das Urtheil des Paris und eine Madonna mit dem Kinde. Erfindung und Ausführung, Kraft und Frische der Farben wird ihnen nachgerühmt. Die schönsten sind eine Lucretia, die badende Bathseba, der Tod und die Jungfrau, und die Enthauptung Johannis des Täufers. Letzteres ist das vollendetste Oelbild unseres Meisters. Er entfaltet hier Phantasie und Technik im Verein und behandelt einen an sich abstoßenden Gegenstand auf's Mildeste. Nicht nur, daß der Leichnam, zur Seite gerückt, das Auge nicht beleidigt, auch das wilde Gesicht des Henkers ist nur von der Seite sichtbar. Die Prinzessin aber erschrickt sichtlich über die Erfüllung ihres Wunsches, nachdem der grausame Befehl vollzogen ist. Der landschaftliche Hintergrund, ein von der untergehenden Sonne matt durchleuchtetes

Gewitter, ist meisterhaft, die Gruppierung harmonisch, die bunte Färbung im richtigen Verhältniß.

Manuel war auch ein guter Portraitmaler. Eine seiner besten und ältesten Portraitmalereien befindet sich im Besitze einer hiesigen Familie. Es ist sein eigenes Bildniß und belehrt uns, daß Manuel ein längliches, bräunliches, zartes Gesicht, lebhaft blaue Augen, scharfe Augenbraunen, einen feingeschnittenen Mund hatte. Um das Kinn zieht sich ein mäßiger Bart, das braune, kurzgeschnittene Haar spitzt sich gegen die Stirne zu, das schwarze Barett sitzt schief auf dem Kopfe. Das Gewand ist grün und gelb geschlikt. Es ist ein schönes, wohl erhaltenes ausdrucksvolles Bild des jugendlichen Künstlers. In spätern Jahren portraitierte sich Manuel noch einmal. Dieses Bild wird gewöhnlich auf der hiesigen Stadtbibliothek gesucht, aber vergeblich. Es wäre interessant, die beiden Bildnisse zu vergleichen. Denn auf diesem spätern soll er leidende Züge und eingefallene Wangen zeigen und ein dunkles Gewand tragen. Das Barett sitzt auch nicht mehr schief wie beim Lebensfrohen, der sich und Andern gern gefällt. Edle Würde, Geschmack und Zartheit soll aber auch aus diesem Kunstwerke sprechen. Manuel liebte es, sich selbst zu malen, denn 1520 portraitierte er sich abermals, so auch seinen Vater. Diese zwei Bilder befinden sich ebenfalls im Besitze eines hiesigen Privaten und sind sehr ausdrucksvoll. Der Vater sieht noch sehr jugendlich aus.

Von den 60—80 Handzeichnungen, die man von unserm Meister aufbewahrt, werden namentlich mehrere Heiligenbilder, sowie eine Auferstehung Christi gerühmt, bei welcher die sich entsetzenden Wächter satyrisch als Papst, Bischöfe, Priester, Mönche und Non-

nen figuriren. Das Schönste sollen zwölf Blätter von Buchsholz sein, auf denen mit Silberstift theils christliche, theils mythologische, theils allegorische Figuren gezeichnet sind. Zu seinen besten Holzschnitten gehören die flugen und thörichten Jungfrauen. Wahrscheinlich war Manuel der erste Holzschneider in Bern. Als geübter Künstler kehrte er aus der Fremde in die Heimath zurück. Hier wurde ihm sogleich eine bedeutende Aufgabe zu Theil. Der Dominikanerorden beauftragte ihn, die Mauer des Dominikanerklosters zu Bern mit einem großartigen Freskogemälde zu schmücken, durch welches die Mönche ihrem durch den Jegerhandel herabgewürdigten Hause einen neuen Glanz geben wollten. Der im Jahr 1515 entstandene Todtentanz ist Manuels berühmtestes Werk, mit dem er zweifelsohne schon reformatorisch wirkte. Nicht, als ob dieß Gemälde das erste dieser Gattung gewesen wäre. Der bekannte Basler Todtentanz ist fast 100 Jahre früher gemalt und schon im Jahre 1312 verfertigte man derartige Bilder. Idee und Ausführung ist bei Manuel dieselbe. Die Idee ist die Veranschaulichung der Nothwendigkeit und Gleichmäßigkeit des Todes bei allen Menschen. Die Ausführung: verschiedene Gruppen aus allen Ständen, Geschlechtern, Altern und Nationen, in jeder ein Mann oder eine Frau mit einem Todtengerippe. Aber reformatorisch ist Manuels Todtentanz durch die Satyre auf die kirchlichen Zustände, über die er in Italien freier denken lernte, neu die geniale Auffassung und Behandlung. Davon zeugen namentlich die ersten und letzten Blätter. Auf dem ersten erscheint die Vertreibung der ersten Eltern aus dem Paradiese als Uebergang zur harten Nothwendigkeit des Todes für alle Menschen und die Gesetzgebung auf Sinai als Hand-



lung der göttlichen Gnade. Auf der zweiten Tafel hängt Christus am Kreuz als Symbol der Erlösung vom Seelentode. Die letzte Tafel zeigt ein neues Symbol, wie der Tod als Mähder alle Menschen dahinrafft. Was zwischen Anfang und Ende gemalt ist, ist ebenfalls durchaus originell. Vorerst begegnen wir mehreren Bildnissen von Zeitgenossen, wie die über den Bildern angebrachten Wappen beweisen. Und zwar hat der Maler hier nicht nur etwa Feinde, sondern auch Freunde der Reformation verewigt, so den Arzt Valerius Anshelm, den Prediger Lienhard Tresp, den Seckelmeister Tillmann, alle drei auch Manuels Freunde. Zu Allen kommt der Tod. Das Wichtigste ist aber die geniale Laune, welche diese Bilder durchzieht. Der Tod ist bald derb, bald zart, bald Kämpfer, bald Tänzer, er marschirt mit dem Kriegsmann und kost mit der Jungfrau, er braucht alle möglichen, besonders musikalische Instrumente, um seiner Beute habhaft zu werden. Auch tiefere Gedanken treten hervor. So ist z. B. die physische Gewalt des Todes deutlich symbolisirt. Der Einzige, der sich zum wirklichen Tanz mit dem Gerippe entschließt, ist der leichtsinnige Handwerksbursche; der Einzige, der ihm widerstehen will und mit ihm ringt, der Narr; der Einzige, der ihn ruhig erwartet, der Kriegsheld; die Einzige, welche ein gutes Zeugniß bekommt, ist die Beghine, die barmherzige Schwester oder Diakonissin jener Zeit; sie läßt er sagen:

Den Siechen wacht' ich Tag und Nacht,  
Den Tod ich ihnen hab' leicht gemacht.

Zum kleinen Kinde aber beugt sich der Tod freundlich hernieder und spielt ihm auf der Pseife lustige Liedlein vor, daß es gerne folgt und auch die zärtlich besorgte Mutter nachzieht.

Einen Vorzug besitzt das Gemälde auch durch seinen landschaftlichen Hintergrund. Derselbe zeigt meist heimatliche Gegenden, wie die Umgebungen des Thuner-, Bieler- und Neuenburgersee's und ist ausgezeichnet behandelt.

Der Maler begleitete sein Werk als Dichter, wie schon angedeutet, zugleich mit Reimen, welche reformatorischer Freimuth und tiefe Auffassung des Todes charakterisirt. So, als der Tod vom Bischof hören will, wie er seine Heerde geweidet habe, antwortet dieser:

Ich hab's dermaßen geweidet all',  
Daß mir kein Bleibens ist im Stall,  
Gleich wie ein Wolf fraß ich die Schaf',  
Jetzt find' ich d'rum grausame Straf!

Der Doktor der heil. Schrift erklärt:

All meine Tage hab' ich verzehrt,  
Daß ich im Recht der Päpste ward g'lehrt.  
Wenn ich die Sach' betracht' beim Licht,  
So nützt es mir und Andern nicht.

Zum Astrologen spricht der Tod:

Herr Meister, laßt euch nicht betrügen,  
Man kann des Himmels Lauf nicht biegen,  
Was willst vom langen Leben schreiben,  
Wenn kein Ding über sein' Zeit mag bleiben?

Dem Arzt sagt der Knochenmann:

Arzt, wiewohl man Euch soll ehren,  
Will doch der Tod sich nicht d'ran kehren,  
Ihr habt nie geschrieben oder gelesen,  
Daß Jemand vom Tode möcht' genesen.

Zum Jüngling:

Edler Jüngling, schön, jung und reich,  
Sieh, wem du endlich werdest gleich,  
Den Adel sollst mit Zucht du zieren,  
Sonst wirst du's Leben bald verlieren.



Zum Armen spricht Freund Hain:

Hör, armer Mann, gehab' dich wohl,  
Der Tod dich bald erlösen soll,  
Hör auf zu betteln um's täglich Brod,  
Wenn du genug hast mit dem Tod.

Worauf der Arme:

Viel Hunger leid' ich hier auf Erden,  
Mag nicht gesund, noch reich je werden,  
Doch wollt' ich lieber also leben,  
Als mich dem harten Tod ergeben.

Auch sich selbst vergaß Manuel nicht. Zum Maler  
spricht das Gerippe:

Manuel, aller Welt Figur  
Hast du gemalt an diese Mur,  
Nun mußt du sterben, da hilfst kein Fund,  
Bist auch nit sicher Minut' noch Stund.

Der Maler antwortet fromm und schön:

Hilf, ewiger Heiland, darum ich bitt',  
Denn hier ist gar kein's Bleibens nit.  
So mir der Tod mein' Red' wird stellen,  
So bhüt euch Gott, myn liebe Gellen!

Den Schluß des Ganzen bildet das Gericht mit  
den Worten:

Wer diese Figur schauet an,  
Sie seien jung, alt, Weib oder Mann,  
Sollen betrachten, daß wie der Wind  
Alle Ding' unbeständig sind.  
Doch weiß ein jeder Mensch gar eben,  
Nach dieser Zeit ist auch ein Leben,  
Das steht in Frieden oder Pyn;  
Drum lueg ein Jeder, wo er will hin,  
Wenn der Richter sein wird so g'recht,  
Dem Herrn lohnen wie dem Knecht,  
Und wird syn Urtheil ewig b'stohn.  
Gott helf uns in des Himmels Thron  
Durch Jesum Christ, seinen lieben Sohn. Amen.

Dieses geniale Wandgemälde existirt leider nicht mehr. Es ist nicht einmal mit Sicherheit auszumitteln, wo es sich befand. Wahrscheinlich steht das Zeughaus am Platz der schönen von Manuel im Jahr 1515 al fresco bemalten Halle, welche den Friedhof der Dominikanerkirche umschloß. Nach 38 Jahren begannen die Farben zu verblühen, der Todtentanz wurde deßhalb im Jahr 1553 durch den Berner Maler Urban Wyß frisch übermalt. Als das Gemälde im Lauf der Zeiten zu verfallen begann, ließ die Obrigkeit durch Albrecht Raup, Maler in Bern, im Jahr 1649 eine vortreffliche Copie in Wasserfarben anfertigen, welche gegenwärtig in der Familienkiste der Familie Manuel dahier aufbewahrt wird. Eilf Jahre später, im Jahr 1660, wurde die Mauer abgebrochen, da man die Straße erweitern wollte. Die am besten erhaltenen Stücke des Todtentanzes brachte man damals auf's Rathhaus, wo sie noch geraume Zeit zu sehen waren. Eine unter der Leitung von J. R. Wyß 1823 in der Haller'schen Lithographie dahier herausgekommene Steinzeichnung des Todtentanzes hat wenig Kunstwerth. Sehr zu rühmen ist dagegen eine schöne Copie des trefflichen Berner Malers Wilhelm Stettler († 1708), welche sich auf dem hiesigen Kunstmuseum im Bundespalast befindet. Sie soll eine Nachbildung des Raup'schen Gemäldes sein, steht aber diesem an künstlerischem Werth so wenig nach, daß man vermuthen kann, sie sei, wie jenes, vom Original kopirt. Sie ist höchst sehenswerth.

Von den übrigen Wandgemälden Manuels ist nur noch die Copie eines einzigen aufbehalten. Es war dieß eine Frescomalerei, womit er im Jahr 1518 sein eigenes Haus auf dem Münsterplatz oberhalb des Mosesbrunnens

schmückte. Ein alter Mann mit weißem Bart und der Königskrone auf dem Haupt, umgeben von Weibern, betet ein phantastisches Thier an, das auf einer hohen Säule steht. Neben dieser steht ein Knabe, der die Inschrift hält: „O Salomo, was thust du hie? Den Wysest so uf Erden jeh von Fromen Eyb ward geboren, Macht dich ein Wyb zu einem Thoren? So soll mich ouch . . .“ Hier bricht die Inschrift ab. Ueber dieser Scene ist eine zweite angebracht. Von Männern, Weibern und Kindern umgeben steht auf einer Estrade ein stattlicher Kriegsmann mit Hut und Degen. Unzufrieden betrachtet er das verkehrte Wesen ringsum. Alles schreckt ihn ab, denn zwei widrige Mönche neben ihm gestikuliren heftig, und die Menge scheint in Sinnlichkeit und Geistessträghheit versunken, Alle scheinen stupide, willenlose Hörer des Irrthums zu sein.

Die Meinung, daß Manuel durch dieses Gemälde die Schwächen seines Großvaters Fricart, der noch in späten Jahren ein junges Weib nahm, vor aller Welt habe verspotten wollen, ist gewiß unrichtig. Herr Professor Mettig (s. die Quellen, S. 1) dahier hat das Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß namentlich das Testament Fricarts und die Rücksicht, mit welcher sich Manuel in einem Brief aus Italien an den Berner Rath über Fricart äußert, beweisen, daß er in einem freundlichen, kindlichen Verhältniß zu seinem Großvater stand. Manuel verdient es nicht, daß man ihm Mangel an Pietät vorwirft. Er war zu edel, um seinen Großvater öffentlich zu verspotten. Jenes Wandgemälde ist, wie Herr Pfarrer Mettig in Herzogenbuchsee (v. Progr. d. Bern. Kantonsch. 1862) vermuthet, wahrscheinlich eine Satyre auf den Sittenzustand vor der Reformation.

Der Maler will wohl sagen: Wie zur Zeit Salomo's so ist auch jetzt der Gögendienst das Verderben der Kirche. Der Gögendienst aber wurde jetzt wie damals durch Ueppigkeit, Sinnenlust und Geistessträgheit veranlaßt. Der unzufriedene ernste Kriegermann ist Manuel. Mit vorgehaltener Rechten schützt er sein Herz, daß es nicht auch in Irrthum verfalle. Seine Linke greift nach dem Schwert. Wir werden bald sehen, wie kräftig er nicht bloß das Schwert von Stahl, sondern auch das Schwert des Geistes gegen den Feind zu führen wußte.

Im November 1509 verheirathete sich Manuel zu Bern mit Katharina Frisching, der Tochter des Rathsherrn und frühern Landvogts zu Erlach, Hans Frisching. Mit 400 Pfund Ehesteuer fingen die Eheleute ihr Hauswesen an. Sieben Jahre lang blieb ihre Ehe kinderlos. Bis dahin hatte Manuel als Maler, Zeichner und Holzschneider sein Brod verdient. Als ihm aber 1516 sein Töchterlein Margaretha und 1520 sein Sohn Hieronymus geboren wurde, scheint die Kunst zur Erhaltung der Familie nicht mehr hinreichend gewesen zu sein, und er sah sich nach einer neuen Erwerbsquelle um. Im Jahr 1522 brach zwischen Frankreich und Italien der Krieg aus. Da entschloß sich Manuel rasch, griff zum Kriegshandwerk und trat in französische Dienste. Die Noth und die Freude am Kriegsdienst müssen groß gewesen sein. Denn weder die öffentliche Würde eines Mitgliedes des Rathes, mit der ihn das Vertrauen seiner Mitbürger schon 1512 bedacht hatte, noch sein treues Weib und die Vaterfreude hielten ihn von seinem Vorhaben ab. Mit 16,000 Mann, worunter 2100 Berner, welche die Schweiz Franz I., König von Frankreich, als Hülfstruppen zur Wiedereinnahme von Mailand zugesagt hatte,



zog Manuel als Quartiermeister am 31. Januar 1522 über den Simplon nach Italien. Es war ein Winterfeldzug im tiefen Schnee und grimmiger Kälte. Erst Ende Februar wurde das aus Franzosen, Venetianern und Schweizern bestehende, 40,000 Mann starke französische Heer bei Monza concentrirt. Dieser Uebermacht widerstand Herzog Sforza von Mailand nicht. Es kam zur Schlacht bei Novara. Tapfer vertheidigten sich die Italiener. Aber im Sturm drangen die Eidgenossen vor und die Stadt ward erobert. Die Fahnen der Feinde sind noch jetzt im hiesigen Zeughaus zu sehen. Im Gefecht wurde auch Manuel durch einen Stich in die Hand verwundet, doch nicht gefährlich. Siegestrunken plünderten Schweizer und Franzosen Novara „die lydenhafte Stadt“ auf grausame Weise. Klöster wurden zerstört, Frauen entehrt und Niemand wurde gestraft. Aber eine Strafe folgte doch. Denn die Schlacht bei Bicocca, welche bald darauf stattfand, war eine traurige Niederlage der Franzosen und Eidgenossen. Sonntags den 27. April 1522 vor Sonnenaufgang drangen die Schweizer, trunken vor Kampflust, trotz der Mahnung ihres Feldherrn zu früh gegen die feindlichen Schanzen vor. Durch das wohlgezielte Feuer der mit Italien verbündeten Deutschen geriethen sie in schreckliche Unordnung und trostlose Flucht. 3000 Schweizer fielen, darunter die Edelsten, doch nicht ohne tapfere Gegenwehr. Einer starb erst, nachdem er, zum Tode verwundet, Georg v. Frundsberg, den Anführer der Deutschen, mit dem Speer getödtet hatte. Es ging mannhaft zu. Daraus erklärt sich der Unwille, den Manuel in einem Kriegelied sehr energisch gegen einen Landsknecht ausspricht, weil dieser sich am Unglück der Schweizer ergötzt. „Ein hüpsch nüm lied

und Verantwortung des sturms halb beschämen zu Pig-  
goga" heißt das schwunghafte Gedicht, worin Manuel  
den Deutschen die Feigheit vorwirft, sich hinter den Schan-  
zen versteckt und die Leichname der Schweizer mißhandelt  
zu haben.

Ich hab' sie oft gesehen  
Die Helden unverzagt,  
S' hätt Einer eüwer zehen  
Mit nassen Lumpen g'jagt.

Manuel war indeß nicht zum Kriegsmann geboren.  
Mitten im Kriege sehnte er sich nach friedlicherem Be-  
rufe. Das Schreiben vom 2. April 1522, womit er  
sich von Bieva aus beim Berner Rath um die vacante  
Stelle eines Großweibels bewirbt, ist noch im Abdruck  
vorhanden. „Ich habe eine Frau, sagt er, und kleine  
Kinder, die ich mit Ehren gern wett erziehen und myn  
Handwerk sölich's nit wohl vertragen mag; sunders, daß  
ich fremden Herren dienen muß, und so ich dienen muß,  
wett ich mynen natürlichen Herren lieber dienen denn  
jemen anders.“ Manuel erhielt bei seiner Rückkehr aus  
Italien die Stelle nicht. Dafür wurde er ein Jahr  
später Landvogt zu Erlach. Er hatte die Belohnung  
verdient. — Schon bevor er nach Italien zog, scheint  
Manuel zu Gunsten der Reformation den Entschluß ge-  
faßt zu haben, den Pinsel mit der Feder zu vertauschen.  
Im Todtentanz hatte er die Malerei noch mit der Poesie  
im Bunde gelassen. Nun gab er jener den Abschied und  
trat als Schriftsteller auf, um mit des geflügelten Wor-  
tes Kraft um so schneller und schlagender auf den Willen  
Anderer zu wirken. Er hatte einen guten Wurf gethan.  
Manuel ist als Volksdichter nicht weniger berühmt  
denn als Maler. Welches sein erstes, für die Doffent-



lichkeit bestimmtes schriftstellerisches Produkt war, ist schwer zu bestimmen. Gewöhnlich nimmt man dafür: „Die war History von den vier Fegern des Predigerordens zu Bern verbrannt.“ Diese in Prosa verfaßte Geschichte des Fegerhandels hat zwar etwas Populäres, ist jedoch wie das ihr vorangehende „Lied von der unbefleckten Empfängniß Mariä“ von mönchischer Dogmatik so stark durchzogen, daß man bei der Lektur zweifelhaft werden kann, ob Manuel der Verfasser sei. Auch ist schwer zu reimen, daß die Dominikaner den Verfasser der Fegergeschichte mit der Ausführung des Todtentanzes betraut haben sollen. Diese deutsche Fegerhistorie ist wohl eher eine freie Bearbeitung einer schon 1509 lateinisch gedruckten Fegergeschichte, deren Verfasser ebenfalls unbekannt ist. Die in letzterer befindlichen Holzschnitte hingegen sind so originell, daß man sie Niemanden als Manuel vindiziren kann, und dieß streitet nicht gegen den Todtentanz, da Manuel eben als Künstler arbeitete, und von beiden Parteien gesucht war.

Die zwei populären Dichtungen, mit welchen Manuel, nachdem er kurz vorher die Kirchensahnen des Stiffts zu malen ausgeschlagen hatte, öffentlich auftrat und mit denen er als Dichter auf der Gasse wagte, was dem Geistlichen auf der Kanzel nicht möglich war, sind seine zwei Fastnachtspiele vom Jahr 1522 \*). Mit diesen Stücken wirkte er ebenfalls reformatorisch. Er hatte sie noch vor seiner Theilnahme am italienischen Feldzug

---

\*) Ueber das kleine, bis auf unsere Zeit populär gebliebene Lied vom Schindlifresser, welches Niklaus Manuel zugeschrieben wird, vgl. Howald: Der Kindeinfresser auf dem Kornhausplatz, pag. 35—39. Anm. d. Herausg.

abgefaßt. Während er mit den Schweizersöldnern über die Alpen zog, wurden diese Spiele, Fastnachtschimpfe genannt, am 2. und 10. Februar 1522, als an der Herren- und Bauernfastnacht, von Burgerssöhnen an der Kreuzgasse in Bern öffentlich aufgeführt. Das erste Stück heißt: der Todtenfresser. Es beginnt nämlich mit einer Todtenmesse, wobei die Priester ihre große Freude am Gewinn bei solchen Anlässen aussprechen. Hierauf klagt der Vertreter des Klerus über das freche Unterfangen der Laien:

Sie erboten sich zu diskutiren,  
Durch heilige Schrift zu arguiren,  
Und sind doch grob' schlecht Handwerkslüt,  
Die machen unsre Sach' zu nüt;  
Sie hand nur gebürstet, daß ich mein',  
Und Alles mit heiliger Schrift allein.

Ein Armer und ein Edelmann klagten über die Unersättlichkeit des Klerus. Während der päpstliche Troß den Papst Entchristello (Antichrist) in Schutz nimmt, kommt ein Johanniterritter aus Rhodus und bittet den heiligen Vater um Hülfe für seinen Orden gegen die Türken. Spottend verweigert dieser den Beistand. Da spricht der Ritter den Fluch gegen ihn aus. Nun fordert der Prediger Dr. Lüpold Schüchnüt (Berthold Haller) die Bauern auf, ihre Meinung über den Ablass zu sagen. Sie thun es und erzählen mit Hohn, wie Samson sein Handwerk in Bern getrieben. Wilde Kriegsleute erscheinen und bieten dem Papst ihre Dienste an. Da tritt der Apostel Petrus auf und verwundert sich, wer der sei, der, von solchem Volk, Reichthum und Pracht umgeben, auf der Menschen Schultern getragen werde. In ergreifenden Worten sprechen die Apostel Petrus und

Paulus ihren Unwillen über „das Widerspiel Christi“ aus. Der Papst lehrt sich nicht daran und segnet seine Kotte. Worauf der Prediger Rüpfold Schüchmüt nochmals auftritt, sich zu Christo bekennt und eine bessere Zeit verheißt mit den Worten:

Hilf, daß wir alle Menschenlehr frñ verachten  
 Und fürhin allein dein göttlich Wort betrachten,  
 Ganz nüt uf uns armen Menschen ha'n  
 Allein uns fröhlich auf dich verla'n.  
 Denn allein in Dir ist vollkommen alles Vermögen,  
 Durch das und nüt anders wir selig werden mögen.  
 Denn wir sind alle in Sünde geboren,  
 Darum sind wir alle ewig verloren,  
 Wir sind und thun nüt anders als Sünd'.  
 Aber du, Herr, bist allein der Gründ,  
 Der uns Gnad um Gott erwarb,  
 Da dyn Kyb am Chrüz recht starb.  
 Du bist der Priester und das Opfer beede,  
 Gott geb', was \*) des Papsts Sägung dawider rede.  
 Herr, du bist doch allein die Thür,  
 Dadurch wir werden in Himmel gah'n.  
 Herr, erbarm dich über Jedermann,  
 Alle Menschen, Niemand ausgenommen,  
 Herr, laß uns All zu Gnaden kommen,  
 Und verleih uns deinen göttlichen Segen.  
 Amen! Versiegelt mit dem Schweizerdegen.

Das zweite Fastnachtspiel ist kürzer, aber desto drastischer. Zwei Bauern unterreden sich über einen Festzug, der an ihnen vorübergeht. Dieser Zug nimmt die ganze Straße ein. Auf der einen Seite der Straße erscheint der Papst hoch zu Roß, von Cardinälen, Bischöfen und Reifigen umgeben, in großer Pracht und wildem Kriegsgetümmel; auf der andern Seite Jesus Christus, in

---

\*) D. h. was auch, so viel auch . . .

Knechtsgestalt auf einem Esel reitend, gefolgt von Aposteln, Armen und Kranken aus allerlei Volk. Die Bauern sprechen ihre Freude am letztern und ihr Mißfallen am erstern Zug aus wie folgt:

Das sind doch wahrlich zwei ungleiche Personen  
Des ewigen Gottes Sohn trägt eine Dornenkronen,  
Und ist der Armuth lieb und hold.  
So ist seines Statthalters Krone Gold,  
Und begnügt sich dennoch nicht daran  
Er will drey übereinander ha'n.  
So ist Christus friedsam, demüthig, mild,  
Der Papst aber kriegerisch, rumorisch und wild,  
Und reitet einher so kriegerisch und frei,  
O'rad als ob er voller Teufel sei.  
Die haben ihn auch ohne Zweifel besessen.  
Das reimt sich gerade wie Rothen und Salzmesen  
Des Papsts und hernach Christi Exempel.

Schließlich erklären die Bauern dem Heiland allein anhangen zu wollen und sagen sich von Rom los. Eine Abbildung dieses charakteristischen Papst- und Christus-zuges fand sich auf 6 gemalten Fensterscheiben der alten Kirche zu Boltigen. Leider ist das Kunstwerk durch den Brand vom 19. Juli 1840, welcher Kirche und Pfarrhaus einäscherte, zu Grunde gegangen.

Ueber diese Fastnachtspiele urtheilt Anshelm der Chronist: „Durch diese scherzhaften und vorher nie als gotteslästerlich gedachten Darstellungen wurde ein großes Volk bewegt, christliche Freiheit und päpstliche Knechtschaft zu bedenken und zu unterscheiden.“

Noch ein Fastnachtspiel soll Manuel gedichtet haben, welches im Jahr 1530 in Bern aufgeführt wurde. Es ist unter dem Namen „das Chorgericht“ bekannt. In diesem handschriftlich noch vorhandenen Stück wird dargestellt,



wie ein leichtfertiges Mädchen von einem jungen Manne die Ehe fordert, weil sie ein Recht an ihn hat. Uli läugnet zuerst und weigert sich Elsi zu heirathen, wird aber von einem schlichten Bauer, der die rechte Ordnung des Ehestands aus Gottes Wort nachweist, zuletzt doch dahin gebracht, daß er im Vertrauen auf Gottes Beistand dem Mädchen seine Hand bietet. Die Eltern segnen Beide, Pfaffen, Richter und Fürsprecher aber klagen, daß ihr Verdienst zu Ende sei, wenn Friede und Ruhe im Ehestand herrschen. —

Die Landvogtei Erlach hatte für Manuel viel Anziehendes. Hier hatte sein Schwiegervater dieselbe Stelle bekleidet und Manuela's Gattin ihre Jugend zugebracht. Hier erquickte sich nicht nur das Auge an einer reizenden Landschaft, sondern auch das Gemüth am Charakter eines tüchtigen evangelisch gesinnten Volkes. Denn als die Reformation in Bern stockte und evangelische Männer wie Sebastian Meyer und Valerius Anshelm aus Bern vertrieben wurden, und die ganze bernische Landschaft in Folge dessen die Obrigkeit zu Gunsten des alten Glaubens unterstützte, hatte die Vogtei Erlach allein den Muth, sich für das lautere Evangelium zu erklären und an ein Concil zu appelliren. Dazu hatte Manuel das Seine beigetragen. Er schwankte nicht und blieb der bessern Erkenntniß treu. Energisch schwang er die Geißel der heißen Satyre und schrieb im Jahr 1525 sein Spottgedicht „der Abblaßkrämer“. Eine Handschrift dieses bisher verloren geglaubten Gedichts befindet sich im Besitze einer hiesigen Familie. Es ist eine äußerst derbe, sarkastische Satyre auf Bernhard Samson, der in diesem Stück von erbosten Weibern gezwungen wird, ihnen seine Schandthaten zu beichten, worauf sie ihn erhängen und sein

Geld einem Bettler geben. Ebenso verspottete Manuel unmittelbar nach der Disputation in Baden in einem Volkslied den katholischen Schreier Eck und seine Fechterkünste. Die Reckheit, mit der er dies that, und die Gewandtheit, mit der er Defolampads und Hallers Vorzüge zu beleuchten verstand, trugen wesentlich dazu bei, daß Bern sich bald von Neuem dem Evangelium zuwandte. Die bessern Aussichten stimmten Manuel so zuversichtlich, daß er sich noch im Herbst 1526 einer harmlosen Laune hingab, als er am Dienstag vor Allerheiligen seinen gnädigen Herren zu Bern einen Herbsttrunk im Faß mit einem Brief übersandte. Dieser Brief gehört zum Mildesten, was Manuel geschrieben hat. Er enthält die phantastische Geschichte des Weins in steter Personifikation als eines vielfach Mißhandelten aber Willkommenen, eines Begrabenen und wieder Auferstandenen, eines Gefangenen und Erlösten.

Doch bald hatte Manuel Ernsteres zu thun. Die Freunde des Evangeliums drangen im Jahre 1527 in Bern wieder durch und bewirkten eine ihrem Interesse günstigere Besetzung des Raths. Dieser bestätigte das reformationsfreundliche Mandat von 1523 und beschloß, ein Religionsgespräch in Bern abzuhalten. Dadurch eröffnete sich für Manuel eine glänzende Laufbahn, welche kurz, aber reich an Erfahrung, Verdienst und Ehre, sich von da an bis zu seinem Tode erstreckt.

Wir begegnen ihm bereits bei der Disputation in Bern im Januar 1528. Hier bekleidete Manuel, der im gleichen Jahre zum Mitglied des Chorgerichtes erwählt worden war, das Amt eines Herolds. Als solcher mußte er die Redner aufrufen und die Ordnung der Verhandlungen überwachen. Wie unparteiisch er



dabei im Dienst der Wahrheit stand, zeigt folgender Zug. Als das Gespräch eine für die Katholiken ungünstige Wendung nahm, wurden diese entmuthigt. Da erklärte Manuel, die bernische Obrigkeit wolle nichts als die Wahrheit des göttlichen Wortes erforschen, darum bitte er, sie sollen sich „ebenso trostlich zusammenthun“, wie ihre Gegner, in Hilf und Rath, schreiben und reden, das werden die Rätthe gut und dankbar aufnehmen, alles nach Anweisung und Ordnung des Mandats. Zwingli's Geist und Einsicht war Schuld, daß durch diese Disputation der Sieg des Evangeliums in Bern vollendet wurde. Aber Manuela's Mitwirkung war die Ursache, daß der Widerstand bei der Abschaffung des Alten zum Voraus gebrochen war, und daß man in Bern bei der Beseitigung des Ceremoniendienstes ruhiger verfuhr als anderswo.

Einer der wichtigsten Verhandlungsgegenstände der Berner Disputation und zugleich eine Ursache der bedenklichsten Aergernisse in der katholischen Kirche war die Messe. Man wußte jetzt, was die heil. Schrift über das heil. Abendmahl lehrt. Faber, Eck und Murner wußten es auch, waren aber nach wie vor die eifrigsten Vertheidiger der Messe. Da that Niklaus Manuel einen jener Schläge des Genie's, die unter der Maske des Scherzes unabwehrbar treffen. Er dichtete sein Schauspiel: „die Krankheit der Messe“. Dieses im Jahr 1528 gedruckte Werk ist eine der geistreichsten und populärsten unter den satyrischen Schriften der Reformationzeit, voll Anschaulichkeit und lebendiger Handlung. Edle Gesinnung und gesunder Menschenverstand, spielender Muthwille und erschütternder Ernst durchziehen dieses Gedicht, welchem unter Manuela's Schriften die Palme

gebühren dürfte und welches allein genügt haben würde, dem Dichter einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur zu sichern.

Der Inhalt dieses Gedichtes ist folgender: Der Papst erhält durch einen Kardinal die Schreckensbotschaft, daß die Messe in Folge heftiger Angriffe auf ihre Existenz tödtlich erkrankt sei. Da die Messe nach dem Ausdruck des Kardinals das Fundament ist, darauf die ganze Pfaffheit gebaut ist, so denkt der Papst auf Mittel, sie dem Tode zu entreißen und findet mit Hülfe des Doktors Mundeck (Ed) und des Apothekers Heyoho (Faber), es sei wohl am besten, die Messe in's Bad zu schicken. „Hand wir soviel verbadet,“ sagt der Kardinal, „so lasset uns recht den Kosten auch d'ran wagen“. Die Aerzte begleiten die Messe nun in's Bad. Hier wird sie sofort ohnmächtig und verfällt in Todesschweiß. Der Doktor will sie wieder in's Leben rufen. Er erinnert sich, daß die Löwen ihre todtgeborenen Jungen durch Schreien zum Leben erwecken und schreit daher aus Leibeskräften. Das Mittel hat aber die entgegengesetzte Wirkung. Denn je mehr sie schreien, um so kränker wurde die Messe. Schon werden ihre Füße kalt. Die Aerzte wollen sie zum Fegfeuer tragen, um sie zu erwärmen. Aber die Bauern haben das Weihwasser hineingeschüttet und es ausgelöscht. Man will sie zu einem wunderthätigen Muttergottesbild bringen. Aber die Kapelle ist zerstört worden. Es bleibt nichts mehr übrig, als die Messe mit den Sterbesakramenten zu versehen. Der Frühmesser soll dem Doktor „unsern Herrgott“ bringen. Aber er sagt: „Ich mag ihn nicht erlangen, der Himmel ist sein Stuhl und die Erde sein Fußschemel, wie möcht ich ihn erlupffen?“ Der Kaplan soll nun das heilige Salböl

holen. Allein der Sigrift hat seine Schuhe damit gesalbt. Ein neuer Doktor, Thomas Ragenlied, verlangt Palmen, um das böse Gespenst zu beräuchern. Aber die Weiber haben ihr Fleisch damit geräuchert. Alles ist umsonst. Zulezt räth Doktor Henoho, man solle sich aus dem Staube machen, und wenn die Messe sterbe, sagen, sie sei ermordet worden.

Hier knüpft ein anderes Stück Manuels an: „Das Testament der Messe.“ Die Messe, von ihren Aerzten verlassen, ergibt sich dem Tode und macht ihr Testament. Ihre Seele verschreibt sie dem Papst, ihrem Schöpfer. Ihr Leichnam soll unter den Augen der ganzen Pfaffheit begraben werden. Zweimal jährlich soll man ihr Gedächtniß feiern, am Aschermittwoch und am Ostermontag, und zwar mit einem Spottlied und mit einem Schauspiel. Ihren Freunden vermachst sie ihre Habe. Dem Doktor Eck das Del in der Ampel, damit er seine Kehle salbe, die er um ihretwillen oft heiser geschrieen. Dem Doktor Kemp zwei Lichtstöcke, damit er desto besser in der heil. Schrift sehen möge. Das Rauchfaß dem neuen Spital, den schlechten „Geschmack“ (Geruch) in der Bettlerstube zu vertreiben. „Kelch, Schüssel, Monstranz, Silber und Gold, Kreuz und Bild sammt allem Kleinod und Gut überlasse ich weltlichem Regiment; und geb Gott den Münzern Glück und guten Wein, denn sie müssen Arbeit haben.“

Gleich nach der Berner Disputation beschloß der bernische Rath die Abschaffung aller Bilder, Gözen, Altäre und Tafeln. Man ging sofort an's Werk. Jeder durfte zuvor wegtragen, was von ihm oder seinen Vorfahren gestiftet worden war. Dann aber wurden die Kirchen ihrer Zierden beraubt. Man brach Altäre ab und ver-

brannte Bilder auf dem Kirchhof, köstliche Monstranzen wurden geschmolzen und in Münzen umgeprägt, seidene Priestergewänder und Orgeln verkauft. Es geschah dies, wie gesagt, in viel größerer Ordnung, als in andern Städten der Schweiz. Allein für einen Künstler, der den schönsten Theil seines Lebens in glücklicher Ausübung seiner Kunst verbrachte, war dieser Vorgang doch schmerzlich genug. Manuel wußte sich aber mannhaft zu fassen. In seiner didaktischen Elegie, „Klagrede der armen Götzen“, führt er auf originelle Weise die Bilder redend ein und erweckt nachsichtiges Mitleid für sie. Er läßt sie ihre Schuld selbst eingestehen, die Schuld des Götzendienstes sei aber nicht die ihrige, sondern diejenige ihrer Bildner und Verehrer, welche alle Bäuberei getrieben, während sie stillgeschwiegen und nichts Böses gethan hätten. Gern wollten sie vom Schauplatz verschwinden, wenn nur Gott die Ehre gegeben werde. Aber Mancher, der jetzt an ihnen zum Ritter werden wolle, sei viel ärger als sie. Und nun läßt der Dichter die armen Götzen ihre Klagen gegen die Laster jener Zeit vorbringen, um mit schonungslosem Freimuth zu rügen, was seines Amtes war. Die Bilder sprechen unter Anderm:

Wie mancher ist, der uns jetzt flucht,  
Und ist doch selber so verrucht  
In allem Leben, und sein Herz  
Ist voller Sünd, das ist kein Scherz.  
Unfittlich Leben geht empor  
In der Stadt und zunächst davor,  
Und die noch kaum sind halb gewachsen,  
Die treiben Muthwill auf den Gassen. —  
Des Bösen ist jetzt ohne Zahl  
Im Uebertrinken und viel Essen  
Und bis zu Mitternacht gefessen.  
Das ist zu viel. Wer einen Bazen



Gewonnen hat, muß ihn verprassen  
Und hat kein Ruh, bis daß er drei,  
Gott geb, wie Weib und Kind auch schrei',  
Annuß verthut, und schreit dann Mord,  
Daß man nicht helfe da und dort  
Seiner großen Armuth, ja seinem Spiel.  
O solcher Gefellen sind gar viel. —  
Und sind doch tausend Götzen mehr,  
Zu denen man sagt: „Gnädiger Herr“,  
Dazu denn auch die Bauern gehören,  
Die eben so üppig sich bethören,  
Die für Kunst und Wig ausgeben  
Ihr gar unvernünftig Leben,  
Ihr wüstes Thun und schlechtes Sein,  
Die Obern reden kaum darein. —  
Drum wo man jetzt uns Götzen brennt  
Und das Laster würd' nicht gewend't,  
So kann man merken, daß kein Grund  
In's Herz ist kommen zu keiner Stund.

Den Schluß des Ganzen bildet die schöne Bitte:

O Herr, gib einer Eidgenossenschaft  
Deinen göttlichen Verstand und deine Kraft,  
Daß wir dich erkennen als unsern Gott,  
Und das zeitliche Gut uns sei ein Spott.  
Gegen dich, himmlischer Herr,  
Unsere Herzen uns recht fehr',  
Daß wir eins werden und dich loben  
Und nicht für und für also toben,  
Laß uns nicht also deinem Willen widerstreben,  
Damit wir nicht verlieren das ewige Leben.

Wie schön und kraftvoll diese Stellen lauten, eine Quelle des sittenlosen Lebens in Bern hat Manuel doch verschwiegen: das Reisslaufen. Allein es hielt in Bern schwer, sich davon loszusagen. Seine kriegerischen Bürger liebten das Waffenh Handwerk, und Manuel und seine Freunde bewiesen überdies thatsächlich, daß es sehr edle

Reisläufer gegeben hat, die ihr Vaterland deßhalb nicht minder liebten und bedienten als Andere \*). Das wußten Manuels Zeitgenossen auch zu würdigen. Denn obschon die Reisläuferei in Folge der Reformation in Bern bald abgeschafft wurde, so wurde doch der für ein französisches Bündniß bemühte Manuel nichtsdestoweniger von seiner Vaterstadt für eine Menge von Gesandtschaften in Religionsfachen und in politischen Angelegenheiten in Anspruch genommen, auf denen er die wichtigsten Dinge zu besorgen hatte. Hier bedurfte man eines entschiedenen und einsichtigen Mannes. Manuels Zuverlässigkeit, Tüchtigkeit und Geschicklichkeit bürgten dafür, daß seine Mitbürger sich durch seine Wahl selbst ehrten. Manuel war nicht bloß Maler und Dichter, sondern auch Staatsmann. Es ist unglaublich, was er in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren (1528—30) in dieser Beziehung geleistet hat. Mehr als zwanzig wichtige Gesandtschaften und Verhandlungen, vor allem mit den aufständischen bernischen Landschaften, sodann mit Basel, Zürich, Solothurn, Aarau, Frauenfeld, Baden, leitete er, indem er sich wiederholt persönlich an alle diese Orte versügte. Es würde uns zu weit führen, diese Missionen im Einzelnen zu durchgehen. Wir heben nur hervor, was uns am meisten interessirt, nämlich Manuels

---

\*) Eine unpatriotische Gesinnung beseelte Manuel niemals. Er gehörte zu denen, die, so lange es ging, den französischen Bund als den tauglichsten empfahlen. Wie weit er aber davon entfernt war, den Pensionen unbedingt das Wort zu reden, das beweisen zur Genüge seine Zeichnungen, in welchen er den Eidgenossen dem Spotte preisgibt, der sich für den vollsten Beutel und die schwerste Goldkette feilbietet.

öffentliche Wirksamkeit in Folge des Aufstandes im Berner Oberland.

Mit diesem Aufstand verhielt es sich so. Infolge der Berner Reformation hofften die Landleute zu Interlaken auf Befreiung von Zehnten und andern Lasten, die sie dem dortigen Augustinerkloster schuldeten. Die bernische Obrigkeit aber, welcher der geängstete Abt am 30. März 1528 das Kloster übergeben hatte, fuhr fort, die Einkünfte des Klosters für gemeinnützige Zwecke, als Kirchen, Schulen und Spitäler, einzuziehen. Die Landleute, in der Meinung, die evangelische Freiheit bestehe vornehmlich darin, daß sie nichts mehr zu bezahlen brauchten, ordneten eine trotzigte Botschaft an den Rath nach Bern ab. Da dieser nicht nachgab, drohten die Bauern mit Gewalt. Sie führten sie auch aus. Mit den Brienzer, Haslern und Grindelwaldnern verbunden zerstörten sie die fischreiche Marschwelle in Unterseen, ein Kleinod des Landes. Schultheiß und Gesandte suchten vergeblich durch ihre Erscheinung den Frieden herzustellen. Eine spezielle Untersuchungsbehörde wurde nach Interlaken abgefertigt, und der Rath zu Bern beschloß zwar die Herstellung der Messe und die Abstellung der Bodenzinse zu verweigern, hingegen die Abgaben zu mildern und 5000 Pfund Schulden nachzulassen. Damit waren aber die Oberländer nicht befriedigt. Eine Landsgemeinde in Hasle hatte am 7. Juni 1528 beschlossen, den alten Glauben festzuhalten. Dem Berner Rath, der von solchem Rücktritt, wo einmal durch Stimmenmehr die Messe abgeschafft sei, nichts wissen wollte, boten die Brienzer Trotz und holten sich sofort einen katholischen Priester aus Uri, der von ernerischen Rathsherren und Bewaffneten mit Trommeln und Pfeifen über den Brünig ge-

leitet wurde. So standen die Sachen, als Manuel, soeben von einer Gesandtschaft nach Zürich zurückgekehrt, mit dem Gerichtsschreiber Crispin Fischer am 16. Juni 1528 nach Brienz abgeordnet wurde, um dort den festen Willen Berns in mildem Ernste kundzuthun und die Priester auszuweisen oder einzuladen, den Herren in Bern zu beweisen, daß sie eine bessere als die evangelische Wahrheit vortrügen. Auch dieses Mittel genügte nicht, die Geister des Aufstandes zu dämpfen. Neue vergebliche Unterhandlungen Berns mit Unterwalden behufs Gründung einer Collatur in Brienz erbitterten das Volk so sehr, daß auf dem Tag zu Thun, woselbst der Rath alle Mißthelligkeiten von einem von Stadt und Land gemeinschaftlich gewählten Gericht entscheiden wollte, kein einziger Oberländer erschien. Dafür überfielen tobende Landleute von Neuem das Kloster Interlaken. Nun rüstete sich Bern zur ernstern Bekämpfung des Aufstands. Manuel erhielt den Auftrag, für bewaffneten Widerstand gegen den Aufruhr Vorsee zu treffen und die Getreuen des Oberlandes an sich zu ziehen. Man kann Bern nicht vorwerfen, daß es rücksichtslos Gewalt brauchte. Mehr als eine Woche hielt Manuel mitten in der empörten Landschaft im Schlosse zu Thun aus, in dem er des Angriffs gewärtig war. Seine Stellung war keine leichte. Denn mehr als 500 Unterwaldner hatten den Brünig überschritten und in Brienz sich mit den Aufständischen vereinigt. Manuel, unwillig und besorgt darüber, daß das Stadtbanner mit Verstärkung noch immer ausblieb, schrieb nach Bern: wenn der Bär sich nicht wecken lasse, sei zu besorgen, daß noch viel Schaden geschehe. Gleichzeitig aber weckte der herzensfromme Manuel einen Andern, der ihm noch besser half. In dieser bedrängten



Zeit dichtete er nämlich einen schönen Nothpsalm,  
in welchem folgende ergreifende Stellen vorkommen:

Rehr dich zu uns, o höchster Gott,  
Und halt doch du uns deinen Bund:  
Haben wir auch dein heilig Gebot  
Nicht ganz gehalten aus Herzensgrund:  
Sei eingedenk  
Des edlen Geschenks,  
Daß du uns Jesum gegeben hast,  
Deinen liebsten Sohn,  
Der Gnaden Thron,  
Daß er hinnehm' der Sünden Last.

Sie hassen uns, daß wir an dir  
Und deiner Lehre halten fest,  
Daß uns der Götzen Ungebühr,  
Daß Kriegsdienst uns ein Gräuel ist,  
Daß hier das Brod  
Als unser Gott  
Wird nimmermehr geehrt.  
Hast du, mein Herr,  
Uns solche Lehr'  
Durch deines Sohnes Guld gewährt:

So ist's dein' Sach; nimm's in die Hand,  
Und rett' dein' Ehr', Herr, unser Licht,  
Und straf' uns nicht mit solcher Schand',  
Gönn' ihnen solche Freude nicht,  
Daß sie mit Schall  
Laut schreien All:  
Wo ist ihr Gott? Allein sie steh'n!  
Gott steh' uns bei,  
Gedenk aufs neu'  
Dein's Bunds. Laß uns nicht untergeh'n!

Man sieht, ein frommer, dichterisch gestimmter Mensch  
kann in der Noth nicht anders, als in der Weise der  
heil. Psalmsänger zu seinem Gott beten. Manuela's Psalm

erinnert unwillkürlich an das Kraftgebet Martin Luthers am Bette seines todtkranken Melanchthon. Und wie schön ist überhaupt diese Wendung in der poetischen Thätigkeit Manuels. Zuerst greift er das Papstthum mit der Geißel der bittersten Satyre an, wie insonderheit die Fastnachtspiele, die Krankheit und das Testament der Messe beweisen. Später, in der Klagrede der Götzen, dringt er auf innere Reformation des religiösen und sittlichen Lebens. Zuletzt in diesem schönen Liede verzichtet er auf Menschenwitz und Verstand, und ferne davon, Fleisch für seinen Arm zu halten, stellt er die Hülfe aus der Noth und das ganze Werk der Erneuerung einzig und allein der Hand Gottes anheim. Der Nothpsalm ist das letzte Schriftdenkmal, das wir von Manuel besitzen. Es ist ein Beweis nicht nur für die Wahrheit des alten Sprüchworts „Noth lehrt beten“, — sondern auch für das gottbegeisterte, gottselige Wesen Niklaus Manuels.

Am 1. November 1528 zog das bernische Heer endlich in Thun ein. Die Oberländer wollten jetzt nachgeben; allein es war zu spät. Die Berner hatten Befehl, unaufhaltsam vorzurücken. Da zogen sich die Aufständischen schnell zurück, räumten das Bodeli und flohen über den Brünig. Wer blieb, mußte sich auf Gnade unterwerfen. Die Schlimmsten wurden vor ein Gericht gestellt, zu dessen Mitgliedern auch Manuel gehörte. Dieses Gericht war streng gegen wenige Einzelne, aber mild gegen die Gesammtheit. Manuel erhielt bald darauf vom Rath den Auftrag, mit Beihülfe des Stadtschreibers eine Geschichte der Interlaken'schen Unruhen zu schreiben, um den falschen Gerüchten zum Troß nachzuweisen, daß Bern weise Mäßigung habe walten

lassen. Diese Geschichte ist nicht auf uns gekommen. Ob sie verloren gegangen oder gar nicht zu Stande gekommen ist, wissen wir nicht. Vielleicht brachte sie Manuel in Folge der vielen Gesandtschaften nicht zu Ende, denen er in der kurzen Zeit, die er noch zu leben hatte, beiwohnen mußte. Diese Missionen vollführte Manuel meist in Gesellschaft seines Freundes Bernhard Tillmann, und mit welchem Erfolge ist daraus zu ersehen, daß er im Frühjahr 1529 mit der höchsten Würde bekleidet wurde, zu der ein einfacher Berner Bürger gelangen konnte, indem er Benner der Stadt Bern wurde.

Manuel hatte wesentlich dazu beigetragen, daß die Reformation in Basel eingeführt wurde. Er war es auch, der mit Tillmann gegen das Bündniß der katholischen Orte mit Oestreich wirkte, und die mit Stimmenmehr im Thurgau eingeführte Reformation behauptete. Da drohte der Ausbruch des ersten Kappelerkriegs. Niemand wäre so geeignet gewesen, zum Frieden zu rathen und Zwingli zu bestimmen, als Manuel, der eifrige und entschiedene Freund der Reformation und des Zürcher Reformators. Allein bald sah er ein, daß der Krieg unvermeidlich war. Während des Kappelerkrieges hatte Manuel die Aufgabe, den feindlichen Kantonen die Lebensmittelfuhr abzuschneiden. Nach Beendigung des Krieges war er unter denen, die den ersten Frieden unterzeichneten. Als die Katholiken sich weigerten, die für die Reformirten günstigen Friedensbedingungen zu erfüllen, erwuchs ihm daraus neue Mühe.

Zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit brauchte Manuel die Heilquellen zu Baden im Aargau. Es ist rührend, mit welchem Eifer er die Anstellung eines

evangelischen Predigers für die Badegäste und Tagherren zu Baden betrieb. Er kam nicht zum Ziel. Dafür gelang ihm indeß, leider nicht für lange Zeit, die Reformation des Klosters Wettingen, dessen Glasgemälde er dem Verderben entriß. Noch viele andere wichtige Aufträge erhielt Manuel von seiner Obrigkeit. Sie sandte ihn nach Schaffhausen, um dort die Reformation durchführen zu helfen; nach dem Thurgau, wo er die Bevogtung der Klöster zu vertheidigen hatte; nach Solothurn, um die Reibungen der dortigen Religionsparteien zu beschwichtigen; nach Straßburg, um gegen Murner aufzutreten und die Aufnahme dieser Stadt in's christliche Bürgerrecht zu befürworten. Der letzte Auftrag war eine Gesandtschaft nach Zürich im Frühjahr 1530, welche die Herstellung des Friedens in der Eidgenossenschaft bezweckte. Kaum war er von dieser Friedensmission zurückgekehrt, so harnte seiner der Todesengel, um ihn selbst in den ewigen Frieden einzuführen. Manuel starb zu Bern am 30. April 1530, im Alter von bloß 46 Jahren. Veranlassung und Art seines Todes ist unbekannt. Wahrscheinlich erlag der zartgebaute Mann der Last unausgesetzter angestrenzter Thätigkeit, die ihn in seinen zwei letzten Lebensjahren fast an keinem Ort rasten ließ. Er ging dahin mitten im kräftigsten Mannesalter, im regsten Eifer seines Berufs, mitten im Siegeslauf der Reformation, der er sein Leben bis zum Tode geweiht hat.

Seine Gattin überlebte ihn nur drei Jahre. Sie hatte ihm sechs Kinder geboren, zwei Töchter und vier Söhne. Von den Töchtern starb die eine, Magdalena, schon früh, die andere, Margaretha, wurde die Gattin des Rathsherrn Vinzenz Daxelhofer. Manuels ältester Sohn, Hieronymus (geb. 1520, gest. 1579), hatte in



Paris und Bourges studirt, wurde Rathsherr, Wenner und Seckelmeister in Bern, und kaufte die halbe Herrschaft Worb. Hans Rudolf (geb. 1525, gest. 1571) war wie sein Vater Maler, Dichter und Mitglied des bernischen Rathes. Johannes starb als 8jähriger Knabe. Niklaus (geb. 1528, gest. 1588), der jüngste, war ebenfalls Rathsmitglied und Landvogt zu Zferten. Er hatte fünf Frauen. Von ihm ist die zu Genf 1566 gedruckte französische Uebersetzung der Tehergeschichte. Seine Nachkommen theilten sich in drei Zweige, welche sich in dem noch jetzt zu Bern eingebürgerten Geschlecht Manuel wiederfinden.

---

Suchen wir zum Schlusse Manuels Charakterbild kurz zu zeichnen, so tritt er uns vor Allem als Künstler entgegen. Manuel hatte sich ursprünglich dem Malerberuf gewidmet. Er war auch der erste Meister höhern Ranges, der in der Schweiz auftrat, und einer der ersten deutschen Maler, welche das Talent der freien Composition entfalteten. Schöpferischer Geist durchdringt seine Werke. In allen Sphären des Lebens bewegt er sich, in der kirchlich=christlichen, in der sozial=politischen, in der allgemein=menschlichen. Er überwand die Mängel der damaligen Zeichnung mit einer Wahrheit und Anmuth, daß er nur mit Holbein den Vergleich eingeht. Manuel war ein Schüler der Deutschen und Italiener. Er hat sich beide Richtungen dienstbar gemacht und ist wohl der erste Deutsche, der mit dem Fleiß deutscher Arbeit die schöne Form und bewegliche Lebenswahrheit der Italiener verband. Ueber ihn urtheilt Rugler in seiner Kunstgeschichte: „Seine Darstellungen zeichnen sich

durch eine eigene Leichtigkeit, Sicherheit und Feinheit aus, mehr noch durch Reichthum der Ideen und durch eine feste bewegliche Laune, welche die phantastisch-humoristischen Elemente der Zeit auf eine freie, selbst großartige Weise auszuprägen wußte.“ — Freuen wir uns, daß dieser Künstler, der durch seinen Todtentanz unsterblich bleiben wird, unserer Nation angehört. Aber freuen wir uns noch mehr, daß er mit seinen gepriesenen Kunstwerken im Dienst der Religion und Sittlichkeit stand. Selbst die beim ersten Anblick unsittlich scheinenden Gemälde Manuela enthalten immer einen sittlichen, ernsten Gedanken. Er hatte die ewige Wahrheit zu seinem Ideal erkoren. Dadurch allein wirkte er als Künstler reformatorisch.

Als Schriftsteller ist Manuel nicht weniger bedeutend wie als Maler. Er wußte, was er that, als er die Palette mit der Feder vertauschte. Wir müssen zwar bedauern, daß drei Dichtungen Manuela gänzlich verloren sind, deren Titel wir aus einem Briefe Manuela an Zwingli kennen. Sie heißen: 1) ein Gaugler, vom Ablass sprechend; 2) ein Traum; 3) Ziermann und Zierweib in der Beche. Allein seine auf uns gekommenen Schriftwerke sind charakteristisch genug, um ihm das Prädikat eines ausgezeichneten populären Dichters zu sichern. Allerdings hat seine Dichtung viele Formfehler in den Reimen, im Strophenband. Er bringt es auch nicht zum eigentlichen Drama, sondern nur zu aneinandergereihten Monologen und Monodramen. Dafür bewegt sich aber sein Geist um so freier, natürlicher, lebendiger. Nichts ist gemacht, erzwungen bei ihm, Alles anschaulich, naiv, wahr. Er läßt die Leute reden, wie es ihnen um's Herz ist, und er selbst nimmt selten ein Blatt vor

den Mund. Die Derbheit, welche ihn dabei auszeichnet, darf aber nicht nach den Regeln feinerer Sitte beurtheilt werden. Er gehört eben, wie Luther, der derbern Zeit an, die auch im Kampf für das Heilige derb ist. Manuel ist voll Witz. Sein Witz ist aber nicht bloß natürlich, sondern auch von einem Humor getragen, der nichts anderes ist, als sittlicher Ernst. Er nimmt den Spruch an: *Ridendo dicere verum quis vetat?* (Wer will's verbieten, die Wahrheit im Scherz zu sagen?) Aber niemals ist's ihm um bloße Verspottung der Thorheiten seiner Zeit zu thun, immer durchzieht eine tiefe Wehmuth über dieselben seine Satyre. Treue Liebe zum Evangelium bewahrt er allezeit; selbst mitten in den Schmähungen des Verderbens offenbart er kindliche Hingabe an Christus; unter den heitersten Bildern gibt er ein rührendes Wort, einen ernsten Wink. Ernstliches Verlangen nach Besserem wünscht er auch seinen Feinden. Unbefangen und lauter sagt er, es sei ihm gar herzlich leid, daß so hochgelehrte Leute, wie Eck und Faber, so verblendet und verstockt seien, sich wider das klare Gotteswort freventlich zu empören. Sie wollen Gott bitten, daß er ihr Herz in Gnaden erleuchte. Diese Liebe in der Wahrheit machte Manuel zum reformatorischen Volksdichter. Sie trieb ihn an, die heiligsten Interessen, den Glauben und das sittlich-soziale Leben zu besprechen. Sie war schuld, daß ihn nicht nur Alle verstanden, sondern auch liebten, daß seine Poesien wie ein Zauber wirkten und jene Erfolge hervorriefen, von denen die Briefe der Reformatoren und ihrer Freunde widerhallen. Manuel war ein Volksdichter im edelsten Sinne des Wortes.

Als ein edler Mann des Volks erscheint Manuel auch

in seinem Staatsdienst. Seine politischen Grundsätze zeigen sich in dem Gehorsam und in der Treue, wo er nach Maßgabe seiner Instruktionen verfuhr. Wo aber die Entscheidung von seinem persönlichen Einfluß abhing, da hat derselbe Mann, der in seinen Gemälden und Schriften feurigen Muth und rasches Wesen offenbarte, seine Milde, Mäßigung und Besonnenheit nie verläugnet, die Bern überall auszeichnete, wo es zu handeln hatte. Ruhige Erwägung der Verhältnisse, ihrer Ursachen und Erfolge, leidenschaftloses Urtheil und taktvolles Benehmen zeichnen Manuel aus. Er besaß die Eigenschaften des Staatsmannes, durch welche Wissen und Talent zum erspriesslichen Gebrauche für das Wohl der Gesellschaft geläutert werden.

Was Manuel war und wirkte, das trifft in seinem sittlich-religiösen Charakter wie in einem Brennpunkt zusammen. Er war Satyriker. Aber er hielt Scherz und Ernst in dem schönen Verhältniß fest, wo keiner den andern stört, sondern jeder den andern fördert und beide vom sittlichen Gefühl durchdrungen sind. Ernst und würdig war sein Leben, und wo ihm am unrechten Orte Witz und Laune entschlüpfen, kannte man doch seinen Charakter, der den Schaden wieder gut machte. Daher konnte der Berner Rath gerade ihn wiederholt beauftragen, das Verbot antireformatorischer Spottschriften durchzusetzen und deren Druck zu verhindern. Daher kam es, daß selbst ein katholischer Spötter, wie Murner, wo er über „die Krankheit der Messe“ klagt, sich doch jedes Angriffs gegen den ihm wohlbekannten Verfasser gänzlich enthält.

Manuel war ein Sohn seiner Zeit, ein Repräsentant des Zeitgeistes. Aber nie huldigte er dem Geist



der Zeit, der aus der Welt geboren ist. Nie war seine Opposition eine fleischliche Feindschaft gegen Papst und Kirche. Nie verweilte er beim Unsittlichen, als ob er Gefallen daran fände. Er zeichnete es in seiner Natürlichkeit, um es dem Spott und der Verachtung preiszugeben. Er huldigte dem reformatorischen Geist, der aus dem Geiste Gottes geboren ist, weil er selbst von einem reinen und guten Geiste getragen war.

Dieser lautere Geist ruhte auf seiner evangelischen Glaubensüberzeugung. Er war kein gelehrter Theologe. Aber seine praktische Latentheologie, zu der ihm wahrscheinlich Luthers Schriften zuerst verhalfen, befriedigte Geist und Herz. Zwei Grundwahrheiten des Protestantismus hält er besonders hoch und werth. Die erste, daß die heilige Schrift göttliches Ansehen hat und untrügliche Richtschnur unsers Glaubens und Lebens ist. Die andere, daß alles Heil, aller Friede, alle Wahrheit und Vollkommenheit in Jesu Christo dem Sohne Gottes geoffenbart wird, weil er beides, Opfer und Priester in einer Person ist. — Freilich, etliche falsche Deutungen liefen dabei mit unter, wenn er z. B. die Armen ihr Heil erst nach dem Tode suchen läßt, oder die Heiligung wesentlich in die Barmherzigkeit gegen die Armen setzt. Allein Alles zusammengefaßt ist er doch der Träger jenes rein evangelischen Glaubens, welcher dem Gemüth festen Halt, dem Willen untrügliche Kraft, der Lebenserfahrung den reinsten Spiegel und das köstlichste Siegel verleiht.

Das aber ist das Erhebendste bei Niklaus Manuel, daß dieser Glaube bei ihm innerste Ueberzeugung, und darum auch Kraft und Wahrheit in seinem Charakter, Leben und Wirken war. Das beweist der

Von seiner vertrauten Briefe, wie sein Verhältniß zu den edelsten Männern seiner Zeit, seinen Freunden Zwingli, Haller, Anshelm, Tillmann und Tremp. Das fühlen wir seinen Schriften und Gemälden, seinem ganzen reformatorischen Wirken an, daß er als Maler, Dichter und Staatsmann offenbarte. Das ist es auch, was uns dieser ausgezeichnete Mann als köstliches Erbe hinterließ.

Möge der Geist, der ihn belebte, auch Jeden von uns begeistern, nach dem glänzenden Beispiel Manuels, Kraft und Leben daran zu setzen, nach innerster, gewissenhaftester Glaubensüberzeugung zu leben, zu wirken und zu leiden, auf daß auch wir brauchbare Werkzeuge der Vorsehung zur Verwirklichung eines heiligen Lebenszweckes werden!

---